

Die Weihnachtsäpfel

von Alfred Huggenberger

aus: «Gute Schriften», Heft 148, 1927

Erster Teil

Wir standen auf der Haselwiese draussen unter unserm alten Weihnachtsapfelbaum, ich und mein Gespänchen, das seidenhaarige Mineli Wanner. Mit ernsthaftem und nachdrücklichem Bemühen suchten wir die wenigen halbreifen Äpfel in dem breit ausladenden Geäst zu zählen. 9.. 11.. 12.. 15.. 19.. 20.. 21..! Weiter habe ich es trotz mehrfacher gründlicher Wiederholung der Arbeit nicht gebracht. Das Mineli ist hartnäckig und eigensinnig nur auf 18 gekommen, und darüber hat es zwischen uns einen kleinen Streit abgesetzt.

«Meinst du, eine Zweitklässlerin müsse einen Drittklässler zählen lehren?», prahlte ich grossartig. «Wenn du unsern Baum verschimpfieren willst, so brauchst du nicht mehr mit mir zu gehen, du Bubenrolli! Und von den Weihnachtsäpfeln, wenn die reif sind, bekommst du nicht einen allereinzigen. Deine Mutter kann dann Saubirnen an den Christbaum hängen.»

Auf diese Rede hin wurde meine kleine Gefährtin nachdenklich. «Wollen wir nicht lieber wieder gut sein?», schlug sie versöhnlich vor. «Müssen wir schon zanken und trölen wie die grossen Leute?»

Ich setzte den Kopf auf und blieb hart. «Wenn ich einmal recht habe, so habe ich recht!»

Nun verlegte sie sich aufs Bitten. «Aber drei Äpfel gibst du mir doch zu Weihnachten, gelt? Drei, dann bin ich zufrieden. Einen für Jakobli, einen für das Näni und einen für das Friedeli. Du hast ja dann immer noch fünfzehn. Und du kannst für euern Christbaum die *grösseren* behalten.»

«Nein, dann habe ich noch achtzehn!», fuhr ich zornig auf. «Und wenn du mir das nicht willst gelten lassen, so bekommst du eine Nuss!»

Ihr Rechtsgefühl liess sich aber nicht umschnarchen. «Es sind einfach *im ganzen* bloss achtzehn, und wenn du noch so ein Maul hast.»

Da zog ich aus und gab ihr in der Hitze eine gelinde Ohrfeige. Denn ich hatte wirklich und ganz sicher einundzwanzig gezählt.

Ihr Gesichtlein verzog sich zu einem bitterlichen Weinen. «Du bist ein Wüster!», pfnuselte sie; die Tränen kugelten ihr über die schmalen Bäcklein herab.

Ich schämte mich aufrichtig. «Hat es dir stark weh getan?», fragte ich zerknirscht, indem ich ihr mit der Hand das zerzauste Braunhaar zurecht strich.

Im Umsehen wurde aus dem Weinen ein Lächeln. «Gelt, die Äpfel gibst du mir aber!», bettelte sie zuversichtlich.

«Hä, natürlich! Vielleicht sogar fünf oder sechs!», versicherte ich schnell und grossmütig. «Ich habe doch nur Spass gemacht.»

Nun setzten wir uns im kühlen Schatten des Geästes auf ein Rasenbördchen, und ich sang mit gläubigen Worten das Lob unseres Weihnachtsapfelbaumes. Meine Mutter habe nicht umsonst gesagt, dieser Baum sei der zweitbeste am ganzen Buchberg, und sie gäbe ihn nicht einmal für drei Kugelbirnbäume auf dem Schochersloo her, obschon man von denen mehr Nutzen habe.

Man muss wissen, dass damals, zu meinen Kinderzeiten, der Weihnachtsapfelbaum in unserem Dorf und weit herum noch in hohen Ehren stand. Nicht der unsere allein, nein

alle seine Artgenossen, wenn sie auch nicht von Giebikon waren, wie man ihnen mit Recht nachsagte. Denn einen Apfel wie den Weihnachtsapfel gab und gibt es in unserem Bauernländchen nicht. Den schönen Namen durfte er in seiner Glanzzeit mit Stolz tragen, hatte er doch vor allen andern Äpfeln, süß oder sauer, das Vorrecht, mit seinen zündendroten Backen den Christbaum zu schmücken, das «Bäumli».

Glaskugeln und Flittergeschmeiss hatte man um jene Zeit noch wenig; dieses Zeug genoss auch kein grosses Ansehen. Einzig die Frau Friedensrichter Spahn war auf den neuen Schmuck eingeschworen. Er sei äusserst preiswürdig, behauptete sie. Wenn man eine Papierschachtel voll gekauft habe, so könne man das Geflunker nachher jedes Jahr wieder von Neuem brauchen, es werde nicht aufgefressen wie die Bäumliäpfel.

Der Baumwärter Brauchli versuchte uns hartnäckig immer wieder beizubringen, das sei gar nicht die richtige Bezeichnung, Weihnachtsapfel oder Bäumliapfel; die Sorte heisse im Katalog Graf Tudor. Aber was ging uns der Katalog mit dem Grafen Tudor an! Wir konnten uns an den dummen neumodigen Namen gar nicht gewöhnen; es war uns, als hätte unser Liebling durch ihn etwas von seiner heimlichen Herrlichkeit verlieren müssen.

Gut Ding will Weile haben. Der Bäumliapfel braucht, wie man am Buchberg herum sagt, drei Jahre, um reif zu werden. Nicht dass er so lang am Zweig hänge. Dazu wäre der Baum zu bequem, denn er hat es mit den Taugenichtsen, die gern faul in der Sonne stehen und in den Himmel hinein träumen. Wenn er Äpfel tragen will, besinnt er sich erst einen lieben Sommer lang, wie, wann und warum. Im zweiten fängt er allgemach an, die würzigen Säfte in Stamm und Zweigen aufzusparen; und erst im dritten zeitigt er, wenn das Glück dabei ist und nicht Föhnwind und Wurm die Blüte versehren, seine herrliche rote Frucht.

«So ein Apfel will mit Verstand gegessen sein», das hat der Pfarrer Lippuner einmal an einer Weihnachtsfeier im Schulhaus selber gesagt. «Mit Verstand und Dank. Besonders wenn er zu allem Sonnenschein, zu allem Vogelsang und Windesplauschen, zu den Würzessenzen der Heimaterde ein Küchlein Weihnachtsfrieden in sich aufgenommen hat.»

Während wir so da sassen, und ich meinen Baum fast bis in den Himmel hinauf rühmte, wurde Mina neben mir nachdenklich. Ihr Gesicht nahm einen bekümmerten Ausdruck an, wozu die vertrockneten Tränenspuren ungewollt mithalfen.

«Vielleicht pflanzt mein Vater im Herbst auch so einen Baum auf unserer Einfangwiese», meinte sie nach einer Weile sorgenvoll. Man konnte es ihrer dünnen Stimme anmerken, dass sie nicht an das glaubte, was sie sprach.

«O der!», widerredete ich geringschätzig. «Bis dem sein Baum gross wäre, würde er vielleicht schon lang jemand anderem gehören. Er hat ja diese Woche schon drei Räusche gehabt.»

Ich bereute meine rohen Worte sogleich, denn ich sah, dass sich ihre Augen wieder mit Tränen füllten.

Sie nahm ihren Erzeuger schüchtern in Schutz. «Er will sich aber jetzt bessern», sagte sie nicht ohne Zuversicht. «Er hat es der Mutter heute Morgen in die Hand versprochen. Er hat sogar geweint. Und wenn ein Mann weint, dann ist es ihm allweg ernst.»

Kaum dass sie ausgeredet hatte, sprang sie mit einem Ruck auf und schlug die Händchen zusammen.

«Nein – was bin ich aber für Eine! Jetzt hocke ich da wie ein rechter Totsch und vergesse mich auf alles! Und du sinnst auch nicht dran und hast doch selber gehört, wie die Mutter mir befohlen hat, ich solle an den Schochersrank hinabgehen und aufpassen, ob der Vater mit dem Brot den Berg heraufkomme.»

Sie lief mit fliegendem Röcklein von mir weg und nach der Strasse hinüber. Auf dem Wegbord blieb sie stehen und sah sich nach mir um.

«Kommst du nicht mit? – Es ist ja gar nicht so weit!»

Ich liess sie erst ein Weilchen betteln, um mich bei ihr wert zu machen. Dann gab ich nach, und wir beinelten auf der abendhellen Strasse Hand in Hand in ziemlicher Eile bergab.

«Weisst du, die Mutter hat halt Angst», teilte mir Mineli im Gehen treuherzig und mit schwerer Sorge mit. «Weil der Vater immer mit dem Frohsinnbeck jassen muss. Er sagt jedes Mal, wenn er spät heimkommt, der Laushund habe ihn einfach und einfach nicht gehen lassen.»

Sie kam ordentlich ins Schwatzen und Bekennen, wie um mich damit bei guter Laune zu erhalten. «Weil unser Ofen halt Risse hat und man an zwei Orten das Feuer sieht, ist er von der Feuerschau wegerkannt worden. Wir dürfen nicht mehr darin backen, obschon dann das Mehl viel weiter reichen würde. Die Mutter hat es aber doch schon etliche Male probiert, und es hat nie etwas gemacht. Aber ja niemandem etwas davon sagen, am wenigsten dem Spahnerfritzli! Denn sonst kommen wir in die Busse, und der Vater schimpft wieder, mit so einem Lumpenmensch, wie die Mutter eins sei, könnte er nie auf einen grünen Zweig kommen. Die Mutter hat schon oft gebetet, dass wir etwas mehr Land kaufen könnten, damit der Vater nicht mehr in Unterbuchen auf dem Sägeplatz schaffen müsste. Vom Kläui und vom Schwengeler, die neben ihm sind, kann er halt nichts Gutes lernen. Er sagt jeden Tag, er hätte schon längst unterschrieben und wäre zu den Abstinenzlern gegangen, wenn diese zwei nicht wären. Die würden ihn nachher bis auf Tausend ausfützeln und ihm Wasserchrist und andere Schlötterlinge nachrufen.»

Inzwischen waren wir beim Schochersrank angelangt. Aber die Strasse gegen Unterbuchen hinab lag öde und verlassen. Kein Wanner-Jokeb war im Anzug.

«Wir gehen jetzt noch etwas weiter», entschied und bettelte Mineli, «bis zum Lyssbachbrüggli, wo man dann fast beim Dorf ist und sogar sehen kann, wer aus dem «Frohsinn» herauskommt.»

Ich hatte nichts dagegen. Insgeheim war ich nämlich bereits ein bisschen gespannt darauf, den Wanner so einen währschaffen «Siech» führen zu sehen, wie wir Schulknaben uns geschwollen ausdrückten. Er schwatzte dann immer viel krauses Zeug zusammen oder sang anstössige Reime, die damit glücklich in unseren Besitz übergingen.

Im Weitergehen verriet mir Mina als eine Art Geheimnis, dass ihr die Mutter im Verstorbenen noch etwas anderes aufgegeben habe. Wenn der Vater allenfalls ausbleibe, so solle sie ganz ins Dorf hinabgehen und spionieren, ob er nicht im «Frohsinn» sitze. Wenn sie das heraushabe, so müsse sie sich zur Wirtin in die Küche hineinmachen und bei ihr anhalten, dass sie den Vater doch um Gottes Willen heimschicke. Auf ein Kind höre man doch eher als auf ein Erwachsenen. Die Wirtin habe kein ganz schlechtes Herz, und sie wisse auch etwas, habe doch ihr Vater ein schönes Bauerngütchen versoffen.

Mir wurde etwas unbehaglich bei der Sache, ich wollte nicht mehr so recht mit. Sie bat und redete mir beweglich zu. Sie fürchte sich so; allein wage sie sich nicht ins Dorf, weil ihr die Buben immer Übernamen nachriefen. Aber ich sei ja viel stärker als diese kleinen Böggenschlucker, und ich würde ihnen schon das Leder voll geben.

Damit hatte sie mich bei meiner schwächsten Stelle gepackt, ich konnte nicht entrinnen. Als ein rechter Held und Beschützer stapfte ich weiter neben ihr her; ich kam ordentlich ins Prahlen: «Meinetwegen können drei oder vier kommen, die so gross sind wie ich. Oder eine ganze Bande! Die sind ja nichts.» Daneben sah ich

scharf nach dem Wanner-Jokeb aus. Der musste nun ja ganz sicher endlich einmal auftauchen. Wenn er doch heute Morgen geweint hatte. ...

Als wir uns der Lyssbachbrücke näherten, konnte sich meine kleine Gefährtin vor Neugier nicht mehr halten; sie sprang voraus und spähte, an den Stamm eines alten verkrüppelten Strassenbaumes gedrückt, nach den ersten Häusern des Dorfes hinab. Plötzlich schlug sie die Händchen zusammen und schnitt ein jämmerliches Gesicht. «Du – aber nein! Jetzt ist es ganz, ganz lätz!» Sie kam schwer niedergeschlagen ein paar Schritte zurück und setzte sich weinend auf das Brückenmauerchen.

«Was hast denn auch?», fragte ich, bekümmert zu ihr hintretend.

Sie zitterte vor Erregung und konnte vor Schluchzen und Heulen kaum ein paar zusammenhängende Worte herausbringen. «Der Schnapswagen – sieh nur selber dort! – Und der Merki hat ihn wieder – oh, dieser wüste Saumann! Dem muss die Mutter einmal die Meinung sagen!»

Ich trat neugierig etwas vor und war nun bald aus dem Wunder. Vor dem zweitletzten Bauernhause stand die kleine fahrbare Schnapsbrennerei, die ich wohl kannte, weil sie vor Wochen auch in unserem Dörfchen gearbeitet und uns Schulknaben manche Kurzweil bereitet hatte. Der Brenner Merki war immer scharf darauf aus gewesen, etwa vorbei gehenden Männern ein paar Gläschen von dem in dünnem Faden aus der Kupferröhre rinnenden warmen Branntwein aufzuschwatzen. Am meisten freute er sich jeweilen, wenn er einen aus dem Senkel bringen oder ihm runde Füsse machen konnte, wie das bei ihm hiess. Von seinem Pulswärmer könne man halt nicht saufen wie eine Kuh, rühmte er sich dann wohlgefällig. Im übrigen halte er sich an den Spruch, was man aus Liebe tue, das komme zuletzt immer recht heraus.

Heute war es dem Brenner Merki richtig wieder einmal gelungen, seine Liebe an den Mann zu bringen. Es war ein Schauspiel zum Erbarmen, wie sein Opfer, der Wanner-Jokeb, auf dem Hofraum zwischen dem Brennereiwagen und dem dampfenden Tresterhaufen hin und her torkelte, die Arme verwarf und jetzt über seine eigenen Füsse stolpernd, längelang hinfiel, von ein paar müssigen Wegstehern und einem ganzen Schwarm Schulkindern johlend beklatscht. Der arme Tropf hatte viel Mühe, wieder auf seine unbotmässigen Beine zu kommen; der Brenner Merki musste sich vor Lachen den Bauch halten.

Das Mineli, das inzwischen auch wieder nach vorn gekommen war, sah der Szene mit offenem Mund und mit schreckhaft grossen Augen zu. Nun ballte es die Fäustchen vor Zorn und schrie böse und heftig: «Er ist einfach ein schlechter Hund!» Ich wusste nicht, ob es mit diesem Wort den Brenner Merki meinte oder seinen Erzeuger.

Dieser letztere schien indes durch den Applaus erst recht in Stimmung gekommen zu sein. Er stellte sich breitbeinig vor sein Auditorium hin und sang mit plärrender Stimme ein paar Strophen seines Leibliedes, wobei er mit Kopf und Armen den Takt angab und sich wie ein Chormeister gebärdete, der einen grossen Verein im Gleichgewicht halten muss:

«Wenn ich kein Gä-hält zum Saufen, Saufen hab',
Geh ich in Wa-hald, schneid Reiser ab.

Geh ich nach Ha-haus, mach' Besen draus, Besen draus,
Dann krieg' ich wie-hieder Gä-hält ins Haus.

Hab' ich ein Rausch, das macht der Wein, macht der Wein....»

Hier brach der Vortrag unvermittelt ab. Der Brenner Merki hatte den Sänger, in der Absicht, dem Zuschauerkreis noch ein weiteres Gaudium zu bereiten, die auf einem Brückenwägelchen vor der Scheune stehende, mit Brotlaiben gefüllte Zaine auf die

Schulter geladen. Der Wanner seinerseits, als wäre damit plötzlich die Besinnung über ihn gekommen, machte sich sogleich mit der armen Last auf und schob sich gespreizten Ganges, die Wegbreite mehrfach überquerend, aber vorläufig ohne Unfall auf der wenig ansteigenden Strasse bergwärts, gefolgt von ein paar Hosenknirpsen, die sich zu ihrem und zu anderer Vergnügen eine rechte Arbeit daraus machten, den Gang und die Haltung des Betrunkenen möglichst getreu nachzuäffen.

Wie zu erwarten stand, war dieser bald am Ende seiner Möglichkeiten angelangt. Er kam mit seiner Zaine zu Fall, die Brotlaibe kollerten auf der Strasse umher.

Nun neues Gelächter und Bravorufen bei den Leuten am Schnapswagen unten. Wanners nichtsnutzige Trabanten hatten natürlich auch dessen Sturz getreu nachgemimt.

Als wäre er sich der Kläglichkeit des Auftrittes bewusst, raffte der Jakob die Brote mit einer gewissen Hast zusammen und lud sich den gefüllten Korb neuerdings auf, wobei ihm die Knaben mit arglistiger Dienstbeflissenheit behilflich waren. Es dauerte aber nicht lange, so wiederholte sich der vorherige Auftritt. Diesmal kollerte der Wanner bäuchlings in den Strassengraben hinein und machte sich einstweilen nicht mehr weiter bemerkbar.

Jetzt schoss meine Begleiterin plötzlich wie ein Pfeil von mir weg und eilte flinken Fusses die Strasse hinab. Als sie wahrnahm, dass ich keine Miene machte, ihr zu folgen, hielt sie an und rief mir bittend und bettelnd zu: «Komm doch, du! Wir müssen das Brot heimnehmen!»

Zögernd setzte ich mich in Bewegung. Es war mir nicht stark daran gelegen, in den Verdacht der Zusammengehörigkeit mit diesen Leuten zu kommen. Aber sie liess nicht nach mit beweglichen Bitten und Winken, sie dauerte mich zuletzt in ihrer grossen Not. Bis ich hinzukam, hatte sie die Brotlaibe bereits mit heftigem Bemühen aufgehoben, mit ihrem Schürzlein so gut es ging vom Staub und Unrat gereinigt und in die Zaine gepackt.

«Wünsche guten Appetit!», rief ihr einer der Schlingel zu, die sich, um nicht aus der Rolle zu fallen, wie der Wanner bäuchlings in den Graben geworfen hatten.

«Ja, wartet nur, ihr traurigen Stinker!», gab Mineli scharf und zornesmutig zurück.

«Wartet nur, der Lehrer Wegmann wird euch dann etwas anderes erzählen!»

Kaum hatte der Trunkene die Stimme des Kindes gehört, so rekelte (*rappelte*) er sich ein wenig auf und sah sich mit den Augen eines erschrockenen Tieres um.

«Der M-Mutter aber dann nichts sagen, s-sonst gibt's was!», lallte er, um hierauf sogleich wieder in den Graben zurückzusinken, hilflos und elend, mit der ergebenen Bestätigung: «M-mich hät's halt wieder! ...»

«Komm!», flüsterte das Mineli scheu und verstört. Bereits hielt es mit seinem rechten Händchen einen der Zainengriffe umkrallt; ich fasste den andern, und so machten wir uns mit der Brotzaine wie mit einem Raub so schnell als möglich bergwärts. Wir hielten in unserer Aufregung nicht an, bis wir uns oberhalb der Lyssbachbrücke ein wenig geborgen fühlten.

Das Kind war ganz erschöpft. Es legte sich auf den Rasensaum der Strasse hin, heftig atmend, mit rotem Köpflein. «O je – denk einmal nach: – wenn wir jetzt nicht dazugekommen wären! ...» Dann faltete es die Händchen über der Brust. «Du – jetzt bete ich, dass es dem Brenner Merki schlecht gehe.» Es bewegte die Lippen lautlos. Es war mir, als müsse Gott die schwere Anklage unbedingt hören.

Im Stillen schämte ich mich ein wenig, eine so kleine Rolle gespielt zu haben. «Diesen Saubengeln hätte ich eigentlich die Grinde verschlagen sollen!», schimpfte ich in einer nachträglichen billigen Mutanwandlung. «Wart nur, das nächste Mal wirst du dann sehen, wie ich das mache!»

Aber Mina mahnte bereits wieder zur Eile. «Wir haben schon am Morgen zum Kaffee kein Brot mehr gehabt», sagte sie. «Der Jakobli und das Näni und die Frieda werden die Mutter jetzt wohl schon die längste Zeit plagen. Sie wäre selber ins Dorf gegangen, wenn wir nicht bald ein Kindlein bekämen.»

Indem wir von da an langsamer gingen und von Zeit zu Zeit im Tragen abwechselten, kamen wir doch mit unserer Last, die nach und nach immer schwerer zu werden schien, unter manchem Seufzer endlich ins ersehnte Heimatgelände hinauf. Da Mina etwas kleiner war als ich, neigte sich der Korb immer nach ihrer Seite; sie wusste sich fast nicht mehr zu helfen und musste vorübergehend beide Händlein zum Tragen hergeben.

Im Angesicht des Dorfes ruhten wir am Strassenbord gründlich aus.

«Jetzt bist du aber ein Braver gewesen, dass du mir so geholfen hast», sagte sie und sah mich recht lieb und treuherzig an. Dabei kamen ihr die Tränen in die Augen, sie musste sich abwenden. «Und ich kann dir nie, gar nie etwas dafür geben. Ich muss mich nur immer schämen vor dir, weil du jetzt das gesehen hast!»

Sie brach plötzlich ab. Ihr Weinen wurde krampfhaft und heftig. Ich konnte sie nicht trösten, obschon ich ihr mit vielen Worten versprach, dass ich alles bei mir behalten würde. Zuletzt tat sie ganz wild und ungebärdig. Sie sprang auf, stampfte mit ihren nackten, zerschundenen Füsslein auf den Boden und schrie überlaut: «Ein wüster Süffel ist er, ein Glünggi! Wenn ich gross bin, lauf ich von ihm weg, weit fort, bis ins Russland! Und wenn es mir noch so schlecht geht, wenn es nur niemand weiss von mir, dass ich so einen Vater habe!»

Schnell, wie er gekommen, war der Zornesausbruch vorbei. Sie nahm, wie schon einmal auf dem Weg, einige der geschändeten Brote auf, besichtigte sie genau nach allen Seiten und legte sie sorgfältig wieder in den Korb zurück. «Es ist noch gut gegangen», stellte sie fest. «Halt weil die Strasse sauber und trocken gewesen ist. Ich habe aber auch am Morgen vor dem Aufstehen dreimal recht laut und schön gebetet.» Während sie das sagte, liess sich von weitem das Quieken eines Schiebkarrens hören. Die Wannerin tauchte an der nächsten Wegbiegung auf und kam schweren Ganges auf uns zu. Ihr verwelktes, ergebenes Gesicht schien zu sagen: Ich habe nichts anderes erwartet ...

Ohne ein Wort zu verlieren, stellte sie die Zaine auf den Karren und schob das lotterige Gefährt dem Dorfe zu. Wir Kinder gingen schweigsam Hand in Hand hinter ihr drein.

Als ich etwa eine Stunde später beim Zunachten müde und schläfrig in mein Bettchen kroch, hörte ich, wie der Wanner-Jokeb gröhrend die Gasse herabstapfte:

«Hab' ich ein'n Ra-hausch, das macht der Wein, macht der Wein,
geschtern voll, heute voll, ei, das ischt fein!»

Zweiter Teil

Die nahe Weihnachtsfreude sandte ihre Strahlen voraus; die niedrigen Stuben und Kammern unseres stillen Bauernnestes waren im Heimlichen ganz erfüllt von ihrem verheissungsvollen Schein. Noch nie hatte sich das Fest so hartnäckig und unerbittlich hinter Monden, Wochen und Tagen verschantzt und versteckt gehalten, noch nie war es so plötzlich und unversehens nahe gerückt. Ich hatte wohl gesehen, wie der Vater heute Abend, während ich, von ihm unbemerkt, im Holzschöpflein Kochscheiter holte, mit einem schönen Tannenbäumchen unterm Arm durchs hintere Törchen in die Scheune geschlichen war. Nun lag ich wach im Bett. Ich wusste genau, dass die Mutter in der Stube drunten den Christbaum rüstete. Ich malte mir aus, was der rote Kerzenschimmer am frühen Morgen alles für Wunderdinge zeigen würde. Eine

Malschachtel war sicher dabei. Vielleicht auch ein Bilderbuch. Nicht etwa eines, das bloss bunte Helgen enthielt, nein, richtige, kurzweilige Geschichten mussten drin stehen. Das Märchen vom Riesen Siebenhöch, vom Zwergenkönig Glur, der auf goldenem Thron im Berge Wolkenborg Hof hielt. O, es war ja gar nichts anderes möglich, diesmal hatte die Mutter viele und ganz merkwürdige Überraschungen vor! Warum hätte sie sonst auf meine vorlauten Fragen immer so verheissend gelächelt und so geheimnisvoll geschwiegen?

An die roten Weihnachtsäpfel dachte ich Undank immer zuletzt. Und doch hatte unser Baum in seiner Freundlichkeit noch mehr gespendet, als ich gehofft und erwartet hatte; im Gegensatz zu seinen Kollegen, die dieses Jahr fast ohne Ausnahme leer gestanden hatten.

Es fiel mir jetzt plötzlich aufs Gewissen, dass ich dem Mineli Wanner doch einige von den Wunderäpfeln hätte geben sollen. Wir hatten zwar vor Wochen wieder einmal einen kleinen Streit gehabt und waren sogar ein paar Tage ernstlich böse aufeinander gewesen. Am meisten hatte mich Mina damit gekränkt, dass sie beim Schlitteln immer mit meinem Widersacher Konrad Beer gefahren war und in unseren kleinen Knabenhändeln offen für ihn Partei genommen hatte. «So – du kannst dann deine Bäumläpfel dem Konrädli ablüsterlen!», hatte ich ihr einmal in gerechtem Zorn zugerufen. «Von mir bekommst du nicht ein Stück!» «O – wegen den lumpigen paar Äpfeln flattere ich dir nicht!», gab sie mir abschätzig zurück. «Und dass der Konrädli keine hat, das weiss ich besser als du. Du meinst gewiss, ich müsse dir wegen drei Äpfeln das ganze Jahr nachlaufen und bitte-bätte machen.»

Nachher waren wir ja bald wieder gut Freund geworden. Ja, sie hatte mir in der letzten Zeit manchmal abends beim Rüben schneiden geholfen. Aber auf die Bäumläpfel war sie nie mehr mit einer Silbe zu sprechen gekommen, obschon ich ihr das mehr als einmal in guter Absicht leicht gemacht hatte. Was wollte die Wannerin denn an den Christbaum hängen, da ihr Mann doch von seinem Zahntag selten mehr als ein armseliges Restchen heimbrachte, und zudem jetzt wieder ein Kleines da war? Zuletzt dachte ich mir aus, es wäre vielleicht am Morgen noch Zeit, dem armen Tröpflein, das ich jetzt heftig bedauerte, eine kleine, wohlfeile Freude zu machen, obschon ich wusste, dass meine Mutter zur Zeit auf Wanners nicht gut zu sprechen war. Sie hatte dem Trinker letzthin auf der Strasse und vor den Ohren seiner Frau eine gesalzene Standrede gehalten. Der war mit einer groben Antwort bei der Hand gewesen; die Wannerin aber hatte, wahrscheinlich aus Furcht vor ihrem Manne, diesem zum Schein das Scheit gehalten und in der Hitze des hieraus entbrannten Wortgefechtes, in welchem meine Mutter auch nicht etwa die Rolle eines Engels spielte, dieser sogar giftige Worte an den Kopf geworfen. Über all dem Hoffen, Raten und Studieren schlief meine erregte Knabenseele am Ende richtig ein.

Nachdem ich am Morgen über dem Betzeitläuten des kleinen Schulhausglöckleins aufgewacht war, dessen Mahnung ich sonst das ganze Jahr verschlief, erwartete ich mit Spannung den Ruf der Mutter.

Zu meinem Befremden blieb der aus, obschon ich ganz gut hörte, wie unten Türen gingen, und dass der Vater bereits in der Scheune hantierte.

Als immer und immer nichts geschehen wollte, kroch ich aus dem Bett und kleidete mich erregt an, immer noch die Ohren spitzend und das freundliche Wort auf der Stiege erwartend: «Du kannst jetzt kommen! ...»

Das Wort kam nicht. Aber ich konnte es unmöglich länger aushalten; ich wagte mich hinab und öffnete zögernd die Stubentüre.

Auf dem niedrigen Tischchen in der Mitte der Stube stand der Christbaum, genau wie andere Jahre. Die Mutter war eben daran, die Kerzen anzuzünden. Aber sie erwiderte meinen «Guten Tag» mit einer herben Zurückhaltung, sie sah sich nicht einmal nach

mir um. Noch an der Tür stehend nahm ich beklommen wahr, dass auf dem Tischlein, auf dem sonst, gleichsam im Schatten der grünen Zweige, die Gaben ausgebreitet waren, nur der armselige Rest eines Bindfadennäuels lag.

Und die Äpfel? Wo blieben denn die? ... Mein Befremden wuchs. Das kahle Stämmchen des Christbaumes schien förmlich nach dem Wunderschmuck zu heischen.

Die Mutter hatte jetzt die Kerzen alle angesteckt. Sie wandte sich halbwegs nach mir um. «Sitz dort auf die Bank», befahl sie mir, scheinbar gelassen; ich merkte wohl, dass sie an sich halten musste.

Und nun kam die scharfe Frage von ihren Lippen: «Was hast du mit den Bäumli-äpfeln gemacht?»

«Ich – mit den Bäumliäpfeln? – Hä nichts! ...»

Sie stellte sich dicht vor mich hin. «Bub – sag mir die Wahrheit! – Ich lasse es dir vorbeigehen, halt weil wir heute Weihnacht haben. Ich will nur wissen, wie das gegangen ist! Vor acht Tagen, ich weiss es ganz genau, hat noch kein Apfel gefehlt. Und wie ich sie gestern Nacht im Keller von der Hurde nehmen will, ist das Körbchen leer.»

Trotzdem ich weiss Gott ein gutes Gewissen hatte, sass ich da wie auf der Anklagebank; es war mir schlotterig zumute.

«Ich habe gewiss nicht ein allereinziges Äpfelchen gegessen», beteuerte ich endlich unter wehleidigem Weinen.

Die Mutter liess sich durch meine Tränen keineswegs erweichen. «Das habe ich ja gar nicht gefragt!», entgegnete sie recht hart und aufgebracht. Sie fasste mich leicht am Ohrläppchen. «Sieh mich an! – Sieh mich an, sage ich, und dann bekenne!»

Was sollte ich denn bekennen? ... Ich konnte meine Mutter gar nicht mehr verstehen; ich sass verstockt da und wagte nicht, meine Augen zu den ihrigen zu erheben.

«Warum bist du so böse mit mir – wenn ich doch von allem nichts weiss? ...»

Diese ehrlichen Worte, unter Schluchzen herausgepresst, schienen doch einigen Eindruck auf sie zu machen. Sie ging von mir weg und machte sich am Bäumchen zu schaffen, indem sie da und dort einen schwelenden Docht mit der Schere abzwickte. Nach einer Weile sagte sie, von mir abgewendet, nicht hart, aber bestimmt: «Eh und bevor ich nicht aus dem Wunder bin, wohin die Äpfel sich verschloffen haben, bekommst du deine Sachen nicht.»

«Dann will ich sie auch nicht!», stiess ich gequält hervor. Es war plötzlich ein kleiner Trotz in mir hochgekommen. Von der Bank herabgleitend wollte ich mich flink aus der Stube machen.

Die Mutter hielt mich am Arm fest, führte mich an meinen Platz zurück und setzte sich neben mich hin. «Ich will dir jetzt also sagen, wo die Äpfel sind», begann sie mit erzwungenem Gleichmut. «Du musst nur nicht glauben, dass man die erwachsenen Leute anlügen kann. – Die Äpfel hängen an Wanners Christbaum, alle. Die Aeschbacherin ist gestern Abend drüben gewesen und hat es mit eigenen Augen gesehen. Und das Mineli habe gesagt, die Äpfel seien ihm verehrt worden. Wer hätte ihm denn dieses Jahr mehr als drei Bäumliäpfel verehren können? Niemand als du!» Da ich nicht gleich Bescheid zu geben wusste, hielt sie mich für überwiesen. «So – was sagst du jetzt dazu?» Ihre Stimme zitterte vor heftiger Erregung. «Ist das schön, die eigene Mutter anzulügen? Und dazu, wenn der Christbaum auf dem Tische steht?» Ich studierte mühselig an etwas herum, das ich erst nicht recht fassen konnte, das aber allmählich Gestalt annahm.

«Das Mineli muss uns die Äpfel gestohlen haben!», brachte ich endlich laut und bestimmt vor.

Die Mutter überlegte einen Augenblick. Dann hob sie den Drohfinger gegen mich auf und sah mir durchdringend in die Augen. «Besinn dich, was du sagst! Besinn dich dreimal! Ein braveres Kind, als das Mineli eins ist, gibt es nicht im Dorf, das weisst du auch.»

Aber die Tatsache stand jetzt unumstösslich bei mir fest. Warum war das Mineli an den letztvergangenen Abenden jedes Mal, wenn ich Rüben holen ging, mit mir in den Keller gekommen? Und warum war es dann immer vor mir die Treppe hinaufgestiegen und hatte sich sogleich heimgedrückt?

Ich legte der Mutter meine Verdachtsgründe mit beweglichen Worten vor. Sie schüttelte mehrmals ungläubig den Kopf, liess mich aber doch ausreden. Sie sass noch eine Weile nachdenklich da. Hierauf befahl sie mir, Schuhe und Wämslein anzulegen. Nachdem sie die Kerzen am Tannenbaum sorgfältig ausgelöscht hatte, nahm sie einen auf der Kommode stehenden und mit allerlei Päcklein gefüllten Korb an den Arm und hiess mich mitkommen. Sie sagte nicht, wohin, aber ich wusste es doch.

Es war, wie wenn die arme Weihnachtsfreude in Wanners engem, nur vom Kerzenschein erhellten Stübchen bei unserem Eintritt einen Riss bekommen hätte. Die Wannerin, das Kleinste auf dem Arm, sah sich betreten nach der Mutter um; ihre erschrockenen Augen fragten: «Ja – wisst ihr es denn schon? ...» Der Jaköbli und das Näni, die sich auf dem Fussboden mit Glaskugeln erlustigt hatten, rafften die geschenkten Herrlichkeiten zusammen und flüchteten wie auf Befehl nach der Küche hinaus, von wo sie nachher hin und wieder durch die Türspalte furchtsam hereinlauerten. Nur die kleine Frieda blieb harmlos in ihrem Ofenwinkel stehen und knusperte an einem Kröpflein, während ihr freies Händchen einen schönen Weihnachtsapfel krampfhaft umklammert hielt.

Das Mineli sass oder lag in der Tischecke der Wandbank auf einem Lotterbettlein, dessen Kissen mittels eines gefüllten Sackes stark erhöht war. Es sah mich aus fiebernden Augen fortwährend böse und feindselig an, ich konnte seine Blicke nicht aushalten. Zu meiner Erleichterung wusste ich jetzt bestimmt, dass meine Mutter nichts von den Äpfeln werde verlauten lassen. Das hatte ich ihr gleich angesehen. Die Wannerin fand sich endlich doch soweit zurecht, dass sie ihre Nachbarin mit unsicherer Stimme und mit erzwungener Freundlichkeit willkommen heissen konnte. Die Mutter packte ohne Umstände die mitgebrachten Sachen aus dem Korbe und legte sie auf den Tisch hin, neben andere kleine Weihnachtsgeschenke, die gutherzige Nachbarinnen gebracht hatten: Brot, Rauchwürste, Eierzöpfe, Wollsachen und anderes. Sie habe gedacht, es wäre doch nicht von Gutem, wenn man sich derlei nicht böse gemeinte Sachen ewig nachtragen würde, brachte sie dabei bescheiden vor. Man müsse ja doch das ganze Jahr über nebeneinander leben, und man wisse nicht, wann einem eine Nachbarin wieder einen Gefallen tun könne.

Die Wannerin bekam das Wasser in die Augen. O – sie habe weiss Gott geglaubt, sie, die Mutter, sei wegen dem *anderen* gekommen ...

Die arme Frau kam nun richtig ins Weinen und Schluchzen. Sie musste sich auf einen Stuhl setzen. «Ganz gewiss, die Mina hat es mir erst gestern Nacht bekannt, als die Äpfel schon am Bäumlü hingen», beteuerte sie, «sonst hätte ich gewiss das hinterste Stück zurückgebracht!»

«Gelt, ihr nehmt es aber dem armen Kind nicht übel», bat sie hierauf inständig. «Es ist ja sonst so ein Gutes! Es ist halt schon die ganze Woche nicht recht aufeinander gewesen. Seitdem es sich so böse erkältet hat, weil es einmal zwei Stunden lang in Regen und Schnee vor dem Scheidewegwirthshaus auf den Vater warten musste, fällt es oft des Nachts in Fieber. Es kann dann reden, wie ein Kind in diesem Alter sonst nicht redet, und dass man vor seinen Worten erschrickt. Denkt euch, gestern Nacht,

als der Vater wieder so himmeltraurig heimkam, hat es ihn wie ein Grosses angefahren. Dort im Bettlein sitzend, hat es ihm gesagt, es sei froh, wenn es bald sterben könne, es brauche sich dann nicht mehr mit der Mutter und mit allen seinetwegen zu schämen. Es brauche nicht mehr Äpfel zu stehlen, damit die Mutter für das Jaköbli und für das Näni und für das Friedeli etwas an den Christbaum hängen könne. – Ach, das Kind hat halt nicht daran gedacht, dass er in dem Zustand keine Vernunft hat. Geschlagen hat er nach ihm, der Unmensch! Kann er das einmal vor dem Herrgott verantworten? Und das Kind ist doch seinetwegen krank, kränker als man glaubt, ist es. O – wenn es nicht mehr da ist, mache ich allem ein Ende. Verzeih mir's Gott, ich weiss nichts mehr anderes.»

«Ihr dürft jetzt noch nicht alle Hoffnung aufgeben», versuchte meine Mutter der armen Frau nach einer Weile mit kleiner Stimme zuzusprechen. «Es könnte doch möglich sein, dass man ihn noch herumbringt. Es ist ja eigentlich erst in der letzten Zeit so schwierig mit ihm geworden.»

Da wurde die Stimme des Kindes laut, das eine Zeitlang scheinbar ohne Teilnahme auf seinem Lager gelegen hatte.

«Die Mutter soll es nur so machen, wie sie gesagt hat. Sie weiss alles besser.» Auf diese Worte wusste meine Mutter nichts zu sagen.

Jetzt vernahm man plötzlich, wie sich auf dem baufälligen Kachelofen, hinter den zum Trocknen aufgehängten Windeln, jemand regte.

Die Wannerin trat erschrocken einen Schritt zurück. «Herjess – der!» Richtig, da wurde auch schon der geblümete Ofenwinkelvorhang von innen beiseite geschoben, der Wanner stand auf dem untersten Tritt der steinernen Winkelstiege.

«Gäll du hast gemeint, ich sei noch im Nest?», sagte er trocken, wie wenn ausser der Frau niemand da wäre. Dann kam er ganz in die Stube herab, barfuss und nur mit Hosen und Ärmelweste bekleidet. Er setzte sich auf die Wandbank, sah in den Tisch hinein, trommelte mit den Fingern auf der Platte und meinte dann, halb zu sich selber redend: «Es kann ja manchmal nichts schaden, wenn man etwas hört, das man nicht hören sollte.» Er wollte lächeln dazu, aber das Lächeln gefror auf seinem verschlafenen Stoppelgesicht.

Nun schob er sich auf der Bank etwas gegen das Lager des Kindes hin. «Du musst dich nicht fürchten», sagte er, als er bemerkte, wie das Mineli leise zusammenfuhr. Er streichelte ihm mit seiner groben Hand das Seidenhaar, zärtlich, wie man ein scheues Tier streichelt, damit es die Angst verliere. «Du musst dich nicht fürchten, ich tu dir nichts. Ich tu dir nie mehr etwas ...»

Da ich bemerkte, wie meiner Mutter die Tränen über die Wangen herab rannen, musste ich auch weinen. Die Wannerin heulte überlaut. Nur das Mineli sah mit heissen, trockenen Augen starr vor sich ins Leere.

Nach einer Weile fragte der Jokeb meine Mutter, ob der Vater vielleicht so gut wäre und mit ihm nach Schonen hinab käme, er wolle heute unterschreiben – –

Der Wanner Jokeb hat sich wirklich noch am selben Tag zur Umkehr und Besserung verpflichtet, und er ist auch, entgegen allen Voraussagungen, nicht rückfällig geworden. Von den bessern Tagen, die seine Familie zu sehen bekam, hat das Mineli freilich nicht mehr viel geniessen dürfen; wir haben ihm im Frühjahr das Grablied gesungen.

«Es ist zu gescheit gewesen», habe ich die Frauen oft am Brunnen zueinander sagen hören. «Zu schön und zu gescheit. Solche Kinder werden nicht alt.»